Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 5

Artikel: Die Stadt : Skizze [Schluss]
Autor: Marti, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661843

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Freiheit.

Wo ist ein Land Helvetien gleich zu schauen?
Auf Silberfirnen ruht des Himmels Dom;
Der Friede geht durch seine grünen Auen,
Um seine Grenzen wallen Berg und Strom.
Uns ward das Land von Gott gegeben,
Wir bauen's fromm seit grauer Zeit;
So sei auch fortan unser Leben
Gott und dem Göttlichen geweiht!

Seht unser Haus, darin vier Völker wohnen,
Dem Römer drückt hier der German' die Hand;
Doch keiner beugt sein Knie vor Fürstenthronen,
Das Herz ist einer Göttin zugewandt:
Der Freiheit sind wir all' ergeben,
Ihr dienen wir seit grauer Zeit;
Im Sterben sind wir wie im Leben
Der Allergöttlichsten geweiht.

Hell glänzen an den Wänden unsre Waffen,
Die Flamme loht uns allen vom Altar,
Und ein Gesetz, das wir uns selbst geschaffen,
Vereint in Liebe die Vierbrüderschar.
Der Freiheit sind wir all ergeben,
Ihr dienen wir in Freud' und Leid;
Sie flicht uns Rosen in das Leben,
Und einmal dann ins Sterbekleid.

Und beten wir, sie hört's in allen Sprachen,
Und opfern wir, die Opfer gelten gleich:
Uns alle nahm zuerst sie beim Erwachen
Der Völker auf in ihr gesegnet Reich.
Drum, Schweizer, sind wir ihr ergeben:
Sie schlichtet allen Bruderstreit.
Für sie dies Gut, für sie dies Leben,
Heut' und in alle Ewigkeit!

Adolf Vögtlin.

Die Stadt.

Skizze von Fritz Marti.

(Schluß.

Das Erlebnis, das einen der Lebensabgründe vor ihr aufgedeckt hatte, überbrückte die kleine Kluft zwischen Mutter und Tochter mit dem Bedürfnis innigeren Zusammenschlusses, das die Erschütterung bei der Mutter geweckt. Therese merkte sofort, daß dieses ihr zu Gute kam und ihren schlimmen Stand vor der Mutter verschob. Zutunlicher sagte sie: „Kommt, wir wollen auch die schönen Bilder ansehen," und steuerte gegen eine Kunsthandlung, vor deren Schaufenstern sich eine Anzahl Herren und Damen angesammelt hatten.

„Ich habe genug von Deiner Stadt; mach' nur, daß wir bald zu Deiner Herrschaft kommen und ich wieder nach Hause kann. Ich mag's kaum erwarten, bis ich wieder im Eisenbahnwagen sitze; dem Vater wird der Tag auch endlos vorkommen, da er so allein ist." Und sie ging an den nackten, weißen Göttergestalten und den bewunderten Gemälden vorüber und trat in den Schatten des laubenartigen Bogenganges, mit dem die Häuser dieses Quartiers gegen die Straße vorsprangen. Die Enge des Pflasters zwang Theresen, Schulter an Schulter mit der Mutter zu gehen.

„Das arme Geschöpf will mir gar nicht mehr aus dem Kopfe," hob die

Mutter das Gespräch wieder an. „Es ist doch nicht umsonst, wenn man brav und rechtschaffen bleibt. Es wird ja doch zuletzt alles gestraft, und nicht um den Reichtum der ganzen Welt möchte ich jetzt mit der Frau tauschen. Lieber arm und elend durch das Leben gehen und dabei sein gutes Gewissen haben, als einen Heller unrechtes Gut in Händen. Laß es Dich nicht reuen, ehrbar zu bleiben, wenn Du es noch so streng hast! Wenn Andere es auch besser haben, es können's einmal nicht alle gleich gut haben, und ein ehrlicher Name ist so gut wie eine Aussteuer. Schließlich werden wir's ohne Deinen Lohn machen können und wollen zufrieden sein, wenn Du nur brav bleibst. Es brächte uns ja unter den Boden, wenn es anders wäre."

So war die Falte der Unzufriedenheit wieder geglättet. Die erbaulichen Reden der Mutter hatte aber Therese nur mit einem Ohre gehört, da sie beim Anblicke einer sich herbewegenden Dame sich gegen die Fenster eines Juwelierladens abgewandt und mit funkelnden Augen in die Betrachtung der glitzernden Herrlichkeiten vertieft hatte. Erst durch das sonderbare Benehmen der zahlreichen Vorübergehenden, die mit deutlichen Gebärden und Mienen im Bogen auswichen, wurde die Mutter auf die schwerfällig einherschreitende Frauensperson aufmerksam und pflanzte sich mit unverhehltem Erstaunen vor sie hin, mit großen Augen sie von unten bis oben musternd. Die Üppigkeit, gekleidet in die seltsamste Verbindung von Pracht und Geschmacklosigkeit und den beleidigenden Düften der Unordentlichkeit, stolzierte daher. Die Mutter kehrte sich sogar um und schaute ihr eine Zeit lang nach. „Hast Du dieses Weibsbild gesehen?" rief sie Therese zu. Diese wollte nicht verstehen. „Zuerst meinte man, was Vornehmes daherkomme, aber in der Nähe ist es nichts Rares. Hast Du nicht gesehen, wie sie auffallend gekleidet ist? So kommt keine anständige Frau daher." Nach einer Weile, nachdem sie umsonst eine Antwort erwartet, fuhr sie fort: „Ich habe einmal gehört, daß es Frauenzimmer gebe, die aus der Schande ein Gewerbe machen. Ich habe es aber nicht geglaubt, daß es so gesunkene Geschöpfe und dazu unter den Frauen geben könne. Ist am Ende das so Eine gewesen, und wäre es also doch wahr? Die sind aber gewiß von allen Menschen verachtet!" Sie sah Therese von der Seite forschend an und fuhr nach einigen Schritten fort: „Ich kann nicht sagen, wie diese Person einen schlechten Eindruck auf mich gemacht hat. Ich wollte, Du hättest sie gesehen! Auch den anderen Leuten ist ihr Aufzug aufgefallen, wie kein Stück zum andern paßte und am wenigsten zu ihr, obschon alles prächtig und teuer ist. Einfach ist halt immer am schönsten, und besonders wenn man es nicht besser vermag." Sie warf wieder den von der Erkenntnis geschärften hellen Blick über Theresens Anzug und legte nun eine besondere Zärtlichkeit in ihre Stimme, um das Folgende zu mildern.

„Überhaupt ist es besser, man kleidet sich nicht über seinem Stande; es kann Einem dann Niemand etwas vorhalten. Was meinst, wie würde die

Friedensrichterin ihren Schnabel an Dir wetzen, wenn sie Deinen vornehmen Rock sähe!"

„Es ist mir egal, was die sagt!" entgegnete Therese schnippisch.

„Ja, schon, aber ganz darf man sich auch nicht über das hinwegsetzen, was die Leute sagen. Und Recht müßte man ihr geben, wenn sie meinte, wir sollten zuerst das Dach unserer Strohhütte flicken. Es hat schon fast ein Loch durch den Dachboden geregnet. Ich will nicht wissen, was er gekostet, der Rock nämlich, aber diese fliegenden Bänder sind zu viel und die Garnitur zu übertrieben; die ist gewiß das Teuerste daran. Und was brauchst Du die Straße zu kehren! Hättest Du lieber oben zugesetzt, was der Rock unten zu lang ist."

Theresens Gesicht hatte sich verfinstert.

„Über den Sonnenschirm habe ich mich gleich zu Anfang geärgert. So was paßt doch nur für die Herrschaft und nicht für ein Dienstmädchen. Und warum muß er so zündend rot sein, daß er von Weitem schon die Augen anzieht! Wenn Du auf Besuch kommst, so nimm ihn nur nicht mit; es gäbe gar ein Aufsehen im Dorf." Therese zuckte empor, bezwang sich aber wieder. Die Mutter hatte nichts von der Bewegung bemerkt und redete nun besonders herzlich-eindringlichen Tones weiter: „Meinst Du, es sei schön, dieser Wald schreiend roter Blumen auf dem Hute? Schau, wie einfach, aber hübsch jene Frau gekleidet ist, und doch ist's gewiß eine vornehme Dame. Wie wenig hat sie auf dem Hute, und Du wirst nicht abstreiten können, daß es sich schön macht!"

„Da ist das Helmhaus und die Stadtbibliothek. Da das Zwingli-Denkmal," erklärte Therese.

Die Mutter warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf die Merkwürdigkeiten.

„Seit wann hast Du Löcklein? Du wirst sie doch nicht gebrannt haben? Und ist das jetzt Mode, sie über die Stirne herunter zu kämmen? Das ist eine häßliche Frisur! Du weißt doch, daß man sie bei uns Simpelfransen nennt? Du kämst ins Gespött deswegen."

Therese schritt mit gesenktem Kopfe stumm neben der Mutter.

„Riechst Du so?" fragte nach einer Weile schnuppernd die Mutter, „oder habe ich noch den Geruch von jener Person in der Nase? Du wirst doch nicht das Geschmier und Gesalbe auch angefangen haben! Ich finde, man riecht am Besten, wenn man gar nicht riecht!"

Jetzt erschütterte sich Theresens Körper, und sie rief weinerlich: „Seid Ihr nur in die Stadt gekommen, um mit mir zu zanken!"

„Ach nein," sagte die Mutter halb ärgerlich, halb sich entschuldigend, „aber ich muß Dir's doch sagen, wenn Du selbst es nicht siehst, wie Du auffällst, wo wir durchkommen. Man muß sich ja" — sie hielt zögernd inne,

aber da bemerkte sie, wie sie wieder Gegenstand neugieriger Betrachtung wurden, als sie den weiten, hellen Platz überschritten, und die Worte kamen ihr wider Willen über die Lippen — „man muß sich ja schämen!"

Ihr Gesicht leuchtete vor Erregung über die ungewöhnliche Rolle einer Richterin. Therese zuckte zusammen, ließ aber dann das Haupt tiefer auf die Brust sinken. —

Sie kamen auf die Höhe der langen Brücke, die den Fluß bei seinem Austritt aus dem See überwölbt. Der letztere selbst lag plötzlich als herrlich blaue Fläche vor ihren Augen. Die Mutter stand bewundernd eine Weile still. Als aber Therese, statt über die Brücke oder in der Richtung einer der Kreuzstraßen zu gehen, sich gegen den Spazierweg längs des Seeufers wandte, fragte die Mutter erschreckt: „Ja, sind wir noch nicht am Ort? Wie weit ist's denn noch! Geht's da hinaus?"

„Ihr müßt die Stadt auch von dieser Seite sehen!" erwiderte Therese und ging vorwärts. Widerwillig folgte die Mutter. „Ich habe sonst das Herumlaufen satt und frage nach nichts mehr. Mach' nur, daß wir endlich zu Eurer Wohnung kommen, und zwar ohne Umwege! Das ist keine Art, so lange herumzustreifen. Was muß die Herrschaft von mir denken!" Therese ging hartnäckig und schweigend vorwärts. Plötzlich aber ließ sich die Mutter auf eine Promenadenbank niederfallen. „Ich kann nicht mehr; die Füße sind mir ganz wund geworden auf dem harten Pflaster."

Therese setzte sich neben sie und stocherte mit der Spitze des Sonnenschirms schweigend im Kiese. Die Mutter war in die Betrachtung des schönen Landschaftsbildes versunken. Des Sees schwach bewegte Fläche lachte im wunderbarsten tiefen Blau.

Lustig flatterten auf den Masten einiger Segelboote die rotweißen Wimpel. Das gegenüberliegende Ufer stieg aus der blauen Flut auf zu grünen Laubgewölben, zwischen denen monumentale Landhäuser schimmerten. Hinter der mächtigen Kuppel einer den Hügel krönenden Kirche zog sich in größerer Entfernung ein langer, bewaldeter Berg hin, der die Landschaft abschloß, dessen geschwungener Rücken weit hinführte zu den blauen Vorbergen und den darüber liegenden majestätischen Schneeriesen des Hochgebirges.

Je länger die Mutter das entzückende Bild betrachtete, desto sorgenvoller und unzufriedener wurde der Ausdruck ihres Gesichtes, das der treue Spiegel ihrer Gedanken war.

„Hab' ich Dir schon gesagt, daß Rütimeiers Jakob letzten Dienstag Hochzeit gehalten hat?" unterbrach sie unvermittelt das lange Schweigen. Therese fuhr aus ihrem Sinnen empor und horchte in aufgeregter Spannung. „Du hast es ihm eigentlich nicht schön gemacht. Er ist doch eine gute und treue Seele, und das ist manchmal mehr wert als aller Reichtum, bei dem nicht immer das Glück ist. Übrigens würdest Du mit ihm gar nicht schlecht

gefahren sein. Er hat doch sein schönes Heimwesen, und was die Hauptsache ist, es ist schuldenfrei und überdies hat er noch Anwartschaft. Du hättest wenigstens ungesorgt und recht zu leben gehabt, und wenn Du auch streng hättest werken müssen, so wäre das kein Übel; der Vater und ich mußten's das ganze Leben hindurch bei Wenigerem, und es hat uns nichts geschadet."

Therese wies über die Banklehne: „Seht dort das große, weiße Haus mit den Bildsäulen am Giebel ist das neue Theater!"

„Ich habe heute schon genug Komödie gehabt," sagte kurz die Mutter und fuhr in ihrer bedächtigen, herzlichen Art zu reden fort: „Er hat Dir bis in die letzte Zeit fleißig nachgefragt und ist vorigen Winter bisweilen zur Stubeten gekommen — der Vater war recht froh über seine Gesellschaft die langen Winterabende — und immer wußte er das Gespräch auf Dich zu bringen und erzählte, wie Ihr als Kinder immer beisammen gewesen." Therese bewegte sich unruhig auf der Bank hin und her, und eine Blutwelle stieg langsam an ihrem Gesicht empor.

„Ich glaube, er hat noch immer an Dir gehangen und hatte die Hoffnung nicht aufgegeben; denn noch kurz vor seiner Verlobung hat er gefragt, ob Du nicht bald nach Hause kommest, und wie es Dir gehe. Und ich sagte ihm, was Du von Deiner vornehmen Bekanntschaft geschrieben —"

Therese fuhr mit wildem Gesichtsausdruck herum und hatte ein heftiges Wort auf der Zunge, hielt aber, sich besinnend, wieder an sich, beugte jedoch den Kopf vor, und ihr Atem ging schneller — „und seither zeigte er sich nie mehr," fuhr die Mutter fort, „ich weiß nicht, daß wir ihm etwas zu leid getan haben. Aber es ging dann merkwürdig rasch mit der Verlobung, daß sich Alles darüber verwunderte, und auch mit der Hochzeit hatte er es pressant. Und weißt Du auch, was für Eine er geheiratet hat? Du errätst es gewiß nicht! Eine, an die Niemand im ganzen Dorf gedacht hätte, da sie gar nichts hat, nicht einmal eine Aussteuer. Alles wollte sich zuerst auf den Kopf stellen vor Verwunderung. Nicht wahr, Du kommst nicht darauf?"

Therese versuchte, sich eine gleichgültige Miene zu geben, wartete aber ungeduldig auf den Namen.

„Wächters Lisbeth! Auf die wärest auch nicht gefallen, — oder?"

„Die!" sagte Therese und warf die Lippen auf.

„Ja, die," sagte die Mutter mit Nachdruck. „Als das Staunen vorbei war, war Alles der Meinung, daß Jakob es nicht besser hätte treffen können, und daß er gar nicht so dumm ist, wie Manche ihn dafür hielten — er schwatzt eben nicht über alles mit — denn Lisbeth ist ein braves Mädchen, dem kein Mensch etwas Böses nachsagen kann, im Gegenteil. Und sie hat immer eine schwere Bürde gehabt mit ihrer Schar Geschwister. Und wie gut und geduldig war sie mit dem Vater, obwohl er trinkt! Dazu kann sie alles schaffen und ist sparsam — jedermann mag ihm das Glück herzlich

gönnen, und es kann da gar nicht fehlen, da beide so gut zusammenpassen. Und eine Hochzeit war, wie schon lange keine mehr. Wie bei einer Hochzeit aus der Stadt war fast das ganze Dorf auf den Beinen." —

„Wie schön der See ist!" sagte Therese. Ihr Gesicht glühte.

„Denn da zeigte es sich, wie alles die Beiden gut mochte, und wie sie in Achtung standen. Von allen Seiten und oft, woher sie's am wenigsten erwarteten, haben sie Hochzeitsgeschenke erhalten, besonders sie und vor allem natürlich vom gemischten Chor, da sie Mitglied war, und der Verein wollte ihr auch singen zur Trauung —"

„Dort ist die neue Tonhalle; ich weiß nicht, wie viele Millionen sie gekostet hat." Thereses Stimme zitterte.

„Was nützt es auch, das zu wissen, hätte ich nur den tausendsten Teil davon, wäre mir's lieber!" erwiderte trocken die Mutter. — „Am Abend vorher dekorierten die Mädchen die Kirche — ich mußte auch meine Blumenstöcke leihen dazu — es war ein Gehen hin und her, wie bei den Vorbereitungen zu einem Fest —"

„Daneben ist das rote Schloß und weiter rechts das weiße; der kleinste Mietzins beträgt zwölfhundert Franken," unterbrach sie Therese wieder, und ihre Augen suchten die Gegend nach Merkwürdigkeiten ab.

„Mir ist wohler in unserer Strohhütte; ich bin froh, daß ich nicht dort wohnen muß; aber laß mich doch ausreden! Es muß Dich doch interessieren, schon wegen Jakobs. Ich wollte nur, Du hättest es gesehen. Über der Kirchentüre hing ein wunderschöner Kranz und auch an der Emporkirche war einer mit vielen Bogen. Bis zum Altar lief ein prächtiger Teppich — Bezirksrichters hatten ihn dazu gegeben — um den Altarstein waren eine Menge Blumenstöcke — die meinigen waren von den schönsten — aber am prachtvollsten war der Altar bekränzt, und darauf stand ein mächtiger Strauß, den der Gärtner extra gemacht — — —"

Therese hatte ein ziemliches Loch in den Boden gestochert, und die Spitze des Sonnenschirmes war zerschunden. Auf ihrer Stirne glänzte der Schweiß. Verzweiflungsvoll irrten die Blicke des Mädchens über die Gegend, ohne einen Anhaltspunkt zu finden. Endlich fielen sie auf das tausendmal Geschaute, aber jetzt zum ersten Male Bemerkte: „Wie gut man die Schneeberge sieht! Wie sie schön sind über dem blauen See — fast wie gemalt! Ist das nicht der Rigi dort und das Hotel darauf?" Es war aber nicht der Rigi, sondern der Glärnisch und das Hotel ein Haufen Firnschnee.

„Siehst Du das erst jetzt? Ich seh' es zu Hause alle Tage," sagte die Mutter erstaunt und vorwurfsvoll. Die zitternde Hast in der Stimme Thereses war ihr aufgefallen. Aber einmal im Zuge, ließ sie sich von ihrer Erzählung nicht abbringen und fuhr unbeirrt fort: „Eine so schöne Trauung habe ich noch nicht gesehen. Da Alles ging, blieb ich auch nicht zu Hause,

obschon ich eben buk und den Teig im Ofen hatte — beinahe wär mir das Brot verbrannt deswegen — und der Vater brummte; aber diesmal war's mir gleichgültig, da ich um keinen Preis nicht dabei gewesen sein möchte. Des Pfarrers Schwester spielte, der gemischte Chor sang, und daß der Pfarrer so schön predigen könnte, hätte ich gar nicht geglaubt. Die Augen gingen einem über, so redete er über die Treue und das Glück einer wahren Ehe — ich weiß es ja am besten, wie er recht hatte, da ich mit dem Vater nie ein Unwort gehabt. Nur Straßenwärters Katharine wurde zornig und schimpfte über ihn, weil er auch von der Tugend und der Reinheit redete, und wie sehr er wünsche, daß alle mit so gutem Recht wie Lisbeth mit dem weißen Brautkranz vor den Altar treten möchten. Katharinen allerdings hätte man ihn herunterreißen sollen. Lisbeth aber sah mit dem Kranz und dem Schleier so lieblich und vornehm aus und schluchzte dabei, daß mir recht elend ward, da ich immer daran denken mußte, daß Du eigentlich an ihrer Stelle hättest sein sollen. Ob Du am Ende so glücklich wirst, wir Du es mit Jakob geworden wärest! Wenn die Kirche nicht so voll gewesen wäre —"

„Wir wollen gehen!" rief Therese, die schon aufgesprungen war. Wie ein unterdrückter Schrei hatte es geklungen.

„Was, steht die Sonne schon so tief! Wie konnte ich mich so lange verplaudern!" rief die Mutter erschreckt. „Jetzt wollen wir aber pressieren! Wie? noch weiter von der Stadt weg?" Sie stand still. „Ich gehe keinen Schritt weiter, bis ich weiß, wohin Du mich führst!" Zwei junge, hübsche Mädchen, die, eines in des andern Arm gehängt, laut lachend des Weges kamen, nickten Theresen vertraulich grüßend zu. „Kennst Du die?" fragte die Mutter.

„Wir grüßten uns halt!" sagte verwirrt Therese und vermied den Blick der Mutter.

„Das scheinen leichtfertige Mädchen zu sein. Oder sind sie so reich, daß sie um diese Zeit spazieren gehen können?" Sie redete schärferen Tones als je: „Nimm Dich in Acht, daß Du nicht in schlechte Gesellschaft gerätst. Wenn man noch so fest ist, sie ist doch gefährlich, und Gutes lernt man auf keinen Fall von ihr. Hast Du gehört? Es ist nicht gleichgültig, mit wem Du umgehst!" Im Eifer war sie doch weiter geschritten und hielt nun plötzlich wieder an. „Sind wir auf dem richtigen Wege oder nicht?" fragte sie strenge.

Therese zögerte und schien erst keine Antwort geben zu wollen. „Nein!" sagte sie endlich.

„Warum nicht? Was ist mit Dir? Ich muß ja bald denken, es sei etwas nicht in Ordnung. Willst Du nicht gehen? Willst Du etwa mit mir nicht gehen?" Da Therese immer noch schwieg, sagte sie entschieden: „Auf der Stelle kommst Du mit! Das ist mir doch kurios!" Therese ging immer zu. „Was! Du willst nicht?" — „Nein!" erwiderte endlich Therese

so leise, daß die Mutter die Antwort mehr erriet als verstand. Sie fuhr zurück: „Um Himmelswillen, was ist denn passiert? Willst Du die Stelle verlassen? Hast Du gekündigt? Willst Du überhaupt nicht mehr hin?" — „Nein!" wiederholte Therese kräftiger. — Warum nicht? Ist die Herrschaft nicht recht? Du hast sie früher doch gerühmt! Hat sie vielleicht bloß mit Dir gezankt? Rede! Was ist? Kind, was machst Du mir für eine Angst!"

Therese marschierte weiter, gesenkten Kopfes, aber mit entschlossener Miene. Die Mutter eilte an ihre Seite: „Sei kein Stock! Sage mir alles! Ich vergehe vor Angst. Haben sie Dich geschickt? Wenn ich nur diese Schande nicht erleben muß!" — Noch immer gab Therese keine Antwort. Die Mutter jammerte: „Was ist auch das! Was wird man von Dir denken zu Hause! Was soll ich sagen? Wenn Du doch wenigstens warten würdest, bis Du wieder eine andere Stelle hast!" Eine Weile stand sie neben Therese, in stilles Nachdenken versunken. „Weißt Du was," begann sie plötzlich, „es wird nichts so heiß gegessen, als es gekocht ist. Schlimmes kann es nicht sein, was du gefehlt hast. Wenn ich bei der Herrschaft für Dich rede, kann vielleicht alles wieder ins Geleise kommen. Nicht wahr, wir gehen gleich zusammen hin, Du hast doch Deine Sachen noch dort! Aber ich muß wissen, wie alles sich verhält." Sie schaute zärtlich bittend in Thereses Gesicht: „Sei offen! Vertraue mir alles!"

Als wäre die Mutter die Schuldige, fuhr Therese sie an. „Plagt mich nur noch lange! Es nützt doch nichts!"

„Warum denn nicht?" sagte herzlich die Mutter. „Schon manches ist wieder gut geworden, wenn es noch so schlimm schien."

„Ich bin nicht mehr am gleichen Ort, sagte Therese, indem sie den Kopf hoch warf, den gegen die Abendsonne geöffneten Sonnenschirm hinten über sinken ließ und sich mit einem trotzigen Lächeln gegen den kommenden Sturm wappnete.

Die Mutter trat zurück, und ihre Augen öffneten sich weit. „Ist das wahr? Und Du sagst mir das erst jetzt! Hast Du schon eine andere Stelle?" fragte sie, zitternd die Antwort erwartend: „Noch nicht!" — Statt in Vorwürfe auszubrechen, überschlug sich die Stimme der Mutter in heftiges Schluchzen, das sie indessen bald mit Gewalt unterdrückte. Nur die Tränen rieselten über ihre Wangen, während sie vor sich hin jammerte: „Was muß ich noch erleben! Warum müssen wir so geschlagen sein, der Vater und ich!"

Und nach einigen Schritten fing sie wieder an: „Gerade jetzt, da wir's so nötig hätten und sonst in Verlegenheit sind, muß das hinzu kommen!" Auf ihrem Antlitz prägte sich die tiefste Verzweiflung aus, und stumm fürderhin, vom Leide erdrückt, schritt sie des Weges. Dieser führte durch die jungen Anlagen hart neben dem Seespiegel. Die Stadt trat immer weiter

zurück. Nur da und dort stand eine herrschaftliche Villa inmitten prangender Gärten und hoher Baumkronen. Der Abendschatten zog heran und verdunkelte das Blau des Sees. Die Mutter achtete weder des Einen noch des Andern und wanderte, ohne aufzublicken.

Auf dem einsamen Spaziergange kam eine große, stattliche Dame daher, an ihrer Seite ein lebhaft und laut gestikulierender junger Herr. Therese ging von der Promenade hinüber, über die Straße nach dem anderen Trottoir. Die Mutter folgte ihr mechanisch. Das Gelächter des jungen Herrn tönte an ihr Ohr.

„Die sind glücklich, und wir —" Ein tiefer Seufzer ergänzte den Satz.

Sie näherten sich dem Punkte, wo, von der Ferne gesehen, ein Wald das Ufer abgeschlossen hatte. Er erwies sich in der Nähe als ein großer, öffentlicher Park. Aus dem glänzenden jungen Grün des herrlichsten Rasens erhoben sich hohe Bäume mit majestätischen Kronen.

Mit ruhiger, liebreicher Stimme, die kaum eine leise Spur der vorangegangenen Erschütterung verriet, aber dafür die Versöhnung schwer errungener Tröstung enthielt, begann die Mutter, als sie den Schatten der Bäume betraten: „Nicht wahr, Du hast wenigstens nichts Unrechtes begangen, und das ist die Hauptsache! Wir müssen schließlich zufrieden sein, daß es noch so ist."

Froh, daß das Gewitter so glücklich an ihr vorüber gegangen, schloß sich Therese mit einem zutraulichen, fast aufgeräumten Wesen der Mutter an.

„Seit wann bist Du nicht mehr an der Stelle?" sagte die Mutter nach einigen Minuten. Therese bemerkte nicht die Angst in ihren Augen und das Beben der Stimme. „Seit vier Wochen!"

„Herr des Heilandes! So lange! Wo warst Du in dieser Zeit? Warum kamst Du nicht nach Hause?"

„Ich erwartete jeden Tag eine andere Stelle," erwiderte Therese etwas unsicher.

Was hast Du in dieser langen Zeit gemacht? Wo hast Du Dich aufgehalten?" Scharf und schrill klang die Frage. „Rede!"

„Wo werde ich gewesen sein? Bei einer guten Freundin war ich eingeladen," entgegnete Therese noch mit scheinbar unbefangener, ja beleidigter Miene.

„Etwa bei einer von denen, die uns vorhin begegnet?"

Therese schaute zu Boden. „Das sind keine braven Mädchen," sagte die Mutter schnell. Und jetzt streckte sich plötzlich ihre Gestalt, ihr Antlitz verzerrte sich, die Augen wurden starr. Korb und Bündel stellte sie blitzschnell auf den Boden, und wie der Tiger auf die Beute, warf sie sich auf Therese, packte sie beim Arm: „Bist Du am Ende auch, was sie?" Die wilden Blicke verschlangen die Tochter. „Rede!" herrschte sie mit fürchter-

licher Stimme. Therese war zurückgewichen und suchte umsonst der Mutter ihren Arm, den die harten Arbeitsfinger wund preßten, zu entreißen.

„Mach mich nicht wahnsinnig! Gib Antwort! Bist Du ein solches Mensch geworden?“ schrie die Mutter. „Sag', daß es nicht wahr ist! Gott im Himmel! Ist das mein Kind?“

Therese's Gesicht erhielt einen bösen, gehässigen Ausdruck: „Ich bin nicht allein; Vornehmere und Reichere machen nichts anderes.“

Da ließ die Mutter ihren Arm fahren und taumelte zurück, die Hände suchten in der Luft und schlugen sich dann über das Gesicht. Ein langgezogenes Geheul entströmte in hohen, schauerlichen Tönen der wankenden Gestalt. Die Tränen überströmten das gefurchte Antlitz, und immer von neuem und stärker hob das Jammergeschrei an, als könnte die Mutter sich nicht genug tun darin. Therese stand erstaunt vor diesem unbegreiflichen Gebahren und schaute ängstlich umher; glücklicherweise waren keine Zeugen der ärgerlichen Szene in der Nähe.

„Mein Kind verloren!“ ächzte die Mutter und schwankte wie ein Berauschter von einem Rande des Weges zum andern. "Die Schande für mich und den Vater! O, der arme Vater!“ Durch diese Erinnerung an den Vater wurde sie von plötzlicher Raserei ergriffen, stürzte auf die Tochter los, schüttelte sie voll ausbrechender Wut an der Schulter: „Warum tatest Du uns das an! Ist das der Dank, daß wir Alles für Dich geopfert, uns das Essen am Munde abgespart haben für Dich! Daß uns dafür in den alten Tagen die Schande auf den Kirchhof bringt! Ja, das tust Du! Der Vater und ich, wir werden das nicht überleben.“

Sie wurde von einem neuen Wutanfall ergriffen, drang drohender auf die Tochter ein und schrie heiser: „Den Hals hätte ich Dir bei der Geburt umgedreht, hätte man mir gesagt, Du würdest so mißraten! Warum tu' ich's jetzt nicht und gehe ins Wasser! Du verdorbenes Geschöpf! Du —“

Das Übermaß der Wut schlug in Schwäche um, sie ließ von der Tochter ab, und der Schmerz ergoß sich in einen volleren, aber sanfteren Tränenstrom. Nach einer Weile klagte sie: „Womit habe ich's verdient, daß ich so schwer gestraft werde? Du hast doch von uns nichts Böses gelernt! Und wir sind in Ehren alt geworden, der Vater und ich — wir haben immer schwer gearbeitet und doch nichts Gutes gehabt unser Leben lang. Und wir haben Dich so gut erzogen, wie wir's verstanden. Nie durftest Du einschlafen ohne Nachtgebet, schon als kleines Kind. Und immer haben wir Dich zum Rechten angehalten und auch gestraft, wenn Du es verdientest, ach Gott! aber vielleicht nicht genug!“

Wie im Selbstgespräch fuhr sie fort: „Ich weiß gar nicht, wem Du nachgeschlagen haben könntest. So weit ich zurück denken kann, waren alle in unserer Familie rechtschaffen und geachtet. Du bist die Erste, die aus der Art schlägt und Schande über uns bringt!“

Das Schluchzen erneute sich wieder; bald aber rieselten über die Wangen der Mutter die reichlichen Tränen stiller Wehmut.

Sie näherte sich der Tochter: „Wie ist das gekommen? Sag' mir das! Also hast Du uns immer angelogen; der Vater und ich, wir glaubten, Du habest es so schön, und es sei alles in Ordnung. Ach, warum kamen wir nicht und sahen selbst nach! Sag' doch! Wie ist es möglich? Wie ist es möglich?" Und Therese begann sich zu verteidigen, und die Mutter sah den Fall des Kindes, die versuchenden Freundinnen, der schöner gekleideten, die Lockungen des Genusses ohne die Mühe der Arbeit, die winkende Freiheit und sie warf sogar selbstvergessen noch ein Wort des Mitleids mit Anderen zwischen die Erzählung Therese's: „Ach Gott, die armen Eltern!" Sie aber begriff zu gut, und jede Hoffnung versank in den unermeßlichen Abgrund ihres Schmerzes. Sie machte einige Schritte gegen die Lichtung und war nun im Angesicht der scheidenden Sonne. Diese stand als glühender Feuerball auf dem blauen Kamm des Berges, und von ihr führte ein goldenes Band über die ganze Breite des Sees bis zur Mutter und Tochter. Und über das im Abendschatten liegende Land, die Schlösser am Ufer, die dahinter liegende Stadt mit den hohen Türmen ergoß sich ein wunderbarer Schimmer von purpurnen und violetten Tönen bis hinauf zum grünen Hügel und den ihn krönenden dunklen Wald, den goldene und rote Wolkenstreifen besäumten. Ein fast stiller Friede lag über diesem Bilde fast überirdischer Schönheit.

„Wie sind wir unglücklich!" Die Worte entschlüpften der Mutter unbewußt als unwillkürlicher Ausdruck des Gegensatzes zwischen der überwältigenden Schönheit der Natur und ihrem tiefen menschlichen Elend.

Mit müder, gebrochener Stimme fuhr sie nach längerem Schweigen fort: „Wenn wir doch auf dem Friedhof lägen! Denn unser Leben ist jetzt doch ruiniert, und keine Freude ist für uns mehr. Kann ich dem Vater unter die Augen treten und es ihm sagen?" Wieder übernahm sie das Schluchzen: „Wenn ihn nur der Schlag rührte, bis ich heim komme, ich möchte es ihm gönnen!"

Auf einmal trat sie entschlossen vor Therese hin, daß diese zurückwich: „Du bist einmal mein Kind, ich kann Dich nicht verstoßen, Du bist gestraft genug, daß Du Dir Dein ganzes Lebensglück zerstört hast. Du kommst mir heim, grad' jetzt! Und wir halten uns still. Wir müssen nun die Sünde büßen und in Gottes Namen die Schande tragen, Du und wir. Denn wir lassen Dich nicht mehr fort. Komm!"

Therese war die ganze Zeit starr wie eine Bildsäule gestanden. Auch jetzt bewegte sie sich nicht. Die Mutter griff nach ihrer Hand und wiederholte: „Komm!"

Da trat Therese zurück: „Es ist jetzt schon, was ist; ich komme nicht!" sagte sie leise, aber bestimmt.

„Um Gotteswillen! Was willst Du denn machen? Willst Du denn ganz zu Grunde gehen?“ rief die Mutter. Und hastig, ängstlich fügte sie hinzu: „Du wirst uns nicht noch mehr Kummer machen wollen, als wir schon haben. Denkst Du nicht an den armen Vater?“ Therese wandte sich ab, um zu gehen.

Die Mutter flehte: „Sei nicht so! Wir wollen alles vergessen; Du bist ja unser einziges Kind und uns trotz allem lieb. Es braucht's ja niemand zu erfahren, weshalb Du heim kommst, auch der Vater nicht. Glaub' mir. Es kann noch alles gut werden!“

„Es nützt nichts, laßt mich gehen!“ sagte düster Therese.

„Ins Elend, ins Verderben?“ schrie die Mutter auf. „Nein, ich lasse Dich nicht gehen. Du mußt mit mir! Bist Du schon so tief gesunken, daß Du nicht mehr anders kannst? O, Du unglückliches Geschöpf!“ schrie sie zornig. Sie wußte kaum mehr, was sie sagte. „Hast Du uns nicht ein wenig lieb, mich und den Vater?“ fragte sie wieder zärtlich. „Du warst sonst so ein liebes Kind. Weißt Du nicht mehr, wie Du ein feines, hübsches Kind warst und uns so lieb und allen Leuten! Und wie der Vater Freude hatte an Dir! Haben wir Dir nicht immer alles getan? Bin ich nicht selbst im zerrissenen Rock gegangen, daß Du ausstaffiert warst trotz einem Herrenkind, und obwohl der Vater mich schalt, daß ich alles Dir anhängte. Aber ich war ein Narr und wollte Staat machen mit Dir —“ Sie hielt inne, plötzlich von einem neuen Gedanken erfaßt. „Ah, jetzt weiß ich's!“ rief sie und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Das ist schuld! Der verdammte Hochmut, ich bin schuld! Mich sollte man durchpeitschen! Ich habe Dir den Hochmutsteufel in den Kopf gesetzt, ich! Dafür muß ich jetzt so schwer büßen. Strafe mich nicht noch mehr, als ich's bin, besinne Dich nicht länger, komm' heim!“ flehte sie. — „Was soll noch aus uns werden!“ jammerte sie verzweifelt, als sie bemerkte, wie der violette Schimmer in dunkles Grau überging, der goldene Streifen sich rasch von ihnen zurückzog und mit der versinkenden Sonne plötzlich erlosch. Wie in der Seele, so wurde es um sie herum Nacht. Der Abendwind erhob sich, und drohend rauschte es in den dunklen Kronen.

„Du kommst nicht?“ fragte sie zitternd und kaum noch an sich haltend.

„Nein!“

„So helfe uns Gott, Dir und mir, aber ich gehe nicht heim zum Vater!“ rief sie und eilte davon. Nach einigen Schritten aber kehrte sie wieder zurück, und hart vor Therese streckte sie die zum Gebet gerungenen Hände zu des Kindes Antlitz empor, während sie ihr Gesicht selbst weg wandte. „Herr und Heiland!“ betete sie mit fürchterlicher Stimme, „sei ihr ein gnädiger Richter! Laß ihre arme Seele nicht völlig verderben! Es ist mein Kind, mein einziges Kind!“ In entsetzlichen, hohen Tönen richtete sie sich gegen die Tochter: „O, Du! Hast Ehr' und Seligkeit verloren! Bist verloren in Zeit

und Ewigkeit! Wenn Du noch beten kannst, so bete, bis Dein letztes Stündlein kommt! Für Dich und mich!" Vom Übermaß des Schmerzes gebrochen, versagte die Stimme. „O Du armer Tropf!" heulte sie mit der letzten Kraft und stürzte davon gegen den See. Therese machte eine Bewegung, als wollte sie ihr folgen, verharrte aber wieder ruhig. Die Schritte der Mutter verhallten in der Ferne. Ob Thereses Haupt rauschten die Blätter und erzählten flüsternd von der Vergangenheit. Die Lichter in der Stadt leuchteten wie die goldenen Sterne in ferner, schöner Zeit. Menschenstimmen wurden hörbar durch die Stille der Nacht. Therese begann zu zittern.

Über dem Seeufer glitten zwei Schatten durch den Lichtschein, den die Straßenlaterne warf; die Personen waren die vornehme Dame und der junge Herr, deren Glück beinahe den Neid der Mutter herausgefordert hatte. Das schwere Seidenkleid der Dame rauschte bei ihrem gemessenen Gange. Über die gesunden, roten Wangen der stattlichen Frau aber flossen die Tränen, als sie jammerte: „Manchmal möchte ich an meinem Glauben irre werden! Otto hatte alles, was ein Mensch wünschen kann, und da nimmt ihn Gott hinweg. Wenn er arm und elend gewesen wäre, könnte ich's noch begreifen. Aber ihn, dem zum Glücke nichts fehlte. Nein, es gibt keine Gerechtigkeit!" Der junge Herr mahnte: „Schon wieder fängst Du an und weißt, daß der Arzt Dir alle Aufregung verboten hat!" — „Ach ja, aber ich kann es nicht vergessen!" — schluchzte die Dame. Der Sohn hustete ein wenig. Die Mutter fragte erschreckt: „Hast Du den Husten? Um Gotteswillen, wenn's nur nicht anfängt wie bei Otto!" — „Es ist nichts! Ein wenig Reiz, ängstige Dich nur nicht!" begütigte der Sohn. Die Mutter sagte besorgt: „Du solltest Dich etwas mehr in Acht nehmen und namentlich nicht mehr so spät heimkommen! Du mußt Dich auch darnach einrichten, daß Du mit Deinem Monatsgelde auskommst. Denn daß Du's weißt: von meinem Nadelgelde kann ich Dir künftig nichts mehr zuschießen. Ich habe jetzt selbst mehr Auslagen, besonders seit ich in dem Verein bin für Hebung der gefallenen Mädchen."

„Herr Jules, haben Sie nicht vorhin meine Mutter gesehen?" wurde sie von Thereses angstvoller Stimme unterbrochen. — „Nein!" antwortete der junge Mann verwirrt. — „Dann ist sie ins Wasser!" rief Therese und stürzte wieder davon.

„Woher kennst Du dieses Mädchen?" fragte die Dame erstaunt und mit Würde.

„Es — es ist die Kellnerin in unserer Stammkneipe!" stotterte Jules.

„Es scheint eine gemeine Person zu sein, daß sie sich eine solche Vertraulichkeit erlaubt!" sagte die Dame und setzte voll Entrüstung den Weg fort.

Therese eilte das Ufer entlang und spähte nach allen Seiten. Da und dort trat sie an das Wasser, bis es ihr die Füße netzte. Keine Spur von der Mutter! Sie horchte hinaus. Das Wasser plätscherte und gurgelte. Sie

stöhnte auf. Immer folgte sie dem Ufer. Sie wimmerte im Laufe. Wo vom Steindamm eine Treppe zum See hinunter führte, glaubte sie eine Gestalt zu bemerken, beugte sich über das Geländer, meinte sich getäuscht zu haben und ging weiter, kehrte nochmals zurück und flog nun hinunter, wo die Wellen anschlugen.

Den Kopf an die Mauer gelehnt, stand ein Mensch und schluchzte in sich hinein. Therese stand einige Augenblicke. Dann schlug sie ihre Arme über die zuckende Gestalt, und ihrem Munde entrang sich ein verzweiflungsvoller und zugleich jubelnder Schrei: „Mutter!“

Eislauf.

Auf alter Eisbahn gleite
Ich wie zur Jugendzeit mit frohem Sinn,
Von alten Zeiten klingt es
Im Ohre mir und singt es,
Da lieblich mir zur Seite
In pelzverbrämtem Kleide
Ein braunes Mädchen glitt im Flug dahin.

Mir ist es noch wie heute —
Noch fühl' den Druck ich ihrer Hand so warm —
Ganz leise drückt' ich wieder,
Da fuhr's durch unsere Glieder!
Wir glaubten, alle Leute
Merkten's, was das bedeute,
Erschrocken schlug ihr Herz an meinem Arm.

Wie schämig sie erbebte,
Die Wangen rot von Glück und Winterluft!
Wir glitten in Gedanken
Und Eis und Schnee versanken —
In unserm Sinne webte,
Durch unsere Herzen schwebte
Ein Frühlingstraum erfüllt von Rosenduft!

Viel Jahre sind entschwunden
Seit jener Zeit — mein Haar ward licht und grau —
Und die mit mir im Bogen
Das weite Feld durchflogen,
Die damals ich gefunden
In süßen trauten Stunden,
Ist alt wie ich und längst schon meine Frau.

Heut gleiten meine flinken
Füße zur Seite meines lieben Kinds —
Doch sieh, die Winde schwellen
Des gleichen Braunhaars Wellen,
Und die so freudig blinken,
Und die so schelmisch winken:
Die gleichen Augen, schau, wie damals sind's!

Und wieder um mich blüht es
Wie einst von Rosenduft und Frühlingsluft —
Rings Eis und Schnee zerrinnen —
Liebliche Träume spinnen —
Und heiß im Herzen glüht es:
O Gott, mein Herr, behüt es,
Was sich vertrauend schmiegt an meine Brust.

Arthur Zimmermann.

Rheinau.

Von Ernst Mettler, Neu-Rheinau. — Mit 6 Federzeichnungen vom Verfasser.

An der Nordgrenze des Kantons Zürich, da wo der Rhein in S-Form nach vieltausendjähriger Arbeit eine Bahn ausgewaschen, liegt ein historisch bekanntes Städtchen, Rheinau. Ein Blick dahin, und es fallen einem die beiden hochragenden Türme der ehemaligen Benediktiner-Abtei, ein herrliches Denkmal aus der Zeit ihres Glanzes, in die Augen. Wer Gelegenheit hatte, die stolze, mittelalterliche Silhouette am blauen Himmel zu sehen, wer sinnend die Umgegend von einem erhöhten Standorte aus betrachtet, der trägt ihr Bild als eine der liebsten Erinnerungen mit sich in die Heimat. Still und freundlich liegt Rheinau vor unseren Blicken, es will von seiner gewiß